

Hilfe in Zeiten von Trump

USA Die jüdische Organisation HIAS unterstützt Flüchtlinge und protestiert gegen das Einreiseverbot

VON KONRAD EGE

Den Namen »Hebrew Immigrant Aid Society« (Hilfsgesellschaft für hebräische Einwanderer) hat der Verband schon vor Jahren abgelegt. Heute heißt er einfach HIAS und ist eine jüdische Hilfsorganisation für geflohene Menschen, die in den Vereinigten Staaten ein neues Zuhause suchen.

Doch US-Präsident Donald Trump macht es ihnen schwer. Er hat per Dekret verfügt, dass weder Flüchtlinge in die USA einreisen dürfen noch Bürger aus sieben muslimischen Ländern. Zwar hat ein Gerichtsurteil in San Francisco den Einreisestopp momentan ausgesetzt, doch würde das Dekret, sollte Trump vor dem Obersten Gericht siegen, sofort wieder in kraft treten.

FREMD Jeffrey Saxe ist Rabbiner im Temple Kodof Shalom in Falls Church im US-Bundesstaat Virginia. Vor einiger Zeit predigte er zum Thema »Sich der Fremden annehmen«. Saxe sprach über seine Großeltern Greta Steigerwald und Paul Stuehler. Beide waren in den 30er-Jahren aus Frankfurt in die USA geflohen und hatten 1938 in San Francisco geheiratet.

»Ich stelle mir das vor: sie mit lockigem braunem Haar und einfachen Perlenohrringen, daneben mein Großvater Paul. Ihr Vater ist nicht da, um sie in die Ehe zu geben, und ihre Mutter kann nicht neben ihr stehen. Greta ist völlig allein.«

Doch viele Menschen hätten ihr und Paul und weiteren Flüchtlingen unter die Arme gegriffen, erzählt Saxe: die Vermietter, die sie ohne Referenzen einziehen ließen, »Ein-



»Jewish Rally for Refugees«: Protestkundgebung gegen Trumps Einwanderungspolitik am vergangenen Sonntag in New York

Foto: Reuters

Vor dem Trump-Hotel in Manhattan demonstrierten kürzlich 200 Rabbiner.

zelpersonen und Gemeinden, Gruppen wie die Hebrew Immigrant Aid Society, örtliche jüdische Familienhilfsgruppen«.

Seine Großeltern seien später erfolgreiche amerikanische Bürger geworden, sagt Saxe, aber am Anfang hätten sie Hilfe benötigt. Nach ein paar Jahren kamen Gretas Eltern und zwei Schwestern nach New York. Doch Pauls Vater und Mutter wurden in Auschwitz ermordet.

Kürzlich hat Saxe vor dem Trump-Hotel in Manhattan gemeinsam mit rund 200 weiteren Rabbinern gegen den Einreisestopp demonstriert. Und in Washington protestierte er vor zwei Wochen beim alljährlichen National Prayer Breakfast (Gebetsstück) für Politiker, zu dem auch Trump kam und den Einreisestopp rechtfertigte.

Der Protest, sagt Saxe, sei ein »moralisches Statement« gewesen. »Wir Amerikaner müssen Werte des Willkommenseins bewahren.« Diese Werte würden nicht

immer eingehalten, doch »sie bestimmen, wer wir sind«. Auch aus diesem Grund versorgt Saxes Synagoge seit mehreren Monaten eine muslimische Flüchtlingsfamilie.

DEKRET Trump hat sein Dekret am 27. Januar unterzeichnet. Es setzt das Programm zur Aufnahme von Flüchtlingen für mindestens 120 Tage aus, stoppt die Aufnahme von Flüchtlingen aus Syrien bis auf Weiteres und verbietet es 90 Tage lang Staatsbürgern aus dem Irak, Syrien, dem Iran, Libyen, Somalia, dem Sudan und Jemen, in die USA einzureisen. Er wolle »radikale islamische Terroristen« fernhalten, begründet Trump seine Entscheidung. Im ganzen Land gehen seitdem Tausende Menschen auf die Straße, um dagegen zu protestieren.

Religionsgemeinschaften und Hilfsverbände verurteilen Trumps Maßnahme. Der Präsident werde notleidende Menschen »noch weiter traumatisieren«, warnte Scott Arbeiter, der Präsident des evangelikalen Verbandes World Relief. Und rund 2000 Rabbiner unterzeichneten einen Aufruf, »Amerikas Türen offen zu halten«.

Der Geschäftsführer des jüdischen Hilfsverbands HIAS, Mark Hetfield, sagt, er ha-

be sich, als Trump den Erlass unterzeichnete, »geschämt, Amerikaner zu sein«. Inzwischen sei er stolz darauf, denn so viele Menschen protestieren gegen das Dekret.

HIAS ist in der amerikanischen Öffentlichkeit sehr präsent bei der Auseinandersetzung um den Einreisestopp. Hetfield war kürzlich zu Gast in einer Talkshow des rechtsgerichteten Kabelsenders Fox News. Ob er denn wirklich wisse, ob »seiner« Flüchtlinge die US-Verfassung unterstützen und nicht an weibliche Genitalverstümmelung glauben, wollte der Moderator wissen. Und bekomme HIAS nicht viel Geld vom Steuerzahler?

Sofort nach seinem Fernsehauftritt seien seine Accounts in den sozialen Medien »voll gewesen mit antisemitischen Aussagen«, sagte Hetfield. Islamfeindlichkeit und Antisemitismus seien eng verwandt.

GESCHICHTE Die Hebrew Immigrant Aid Society wurde 1881 in Manhattan gegründet, um jüdischen Flüchtlingen aus Russland und Osteuropa zu helfen. 1904 richtete HIAS auf der Halfwayerinsel Ellis Island im New Yorker Hafen ein Hilfsbüro ein. Zehntausende Juden kamen im Ersten

Weltkrieg aus Europa. Doch in den 20er-Jahren beschlossen die USA strikte Restriktionen, die mit einem Quotensystem, das erst Anfang der 60er-Jahre aufgehoben wurde, auch die jüdische Einwanderung stark erschwerten.

Früher kümmerte sich HIAS vor allem um Juden aus Russland.

In den 70er- und 80er-Jahren konzentrierte sich HIAS auf jüdische Einwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion. Als deren Zahl vor rund 15 Jahren deutlich abnahm, wandte sich HIAS vor allem nichtjüdischen Flüchtlingen zu. Die werden heute vor ihrer Einreise in einem mehrmonatigen Verfahren von rund einem Dutzend Behörden überprüft.

Neben HIAS sind in den Vereinigten Staaten acht christliche Verbände als Hilfestellen für Flüchtlinge anerkannt. Im vergangenen Jahr hat HIAS nach eigenen Angaben 4191 Menschen geholfen. In Zusam-

menarbeit mit Synagogen- und Kirchengemeinden, Kommunen und örtlichen Hilfsorganisationen unterstützen HIAS und die anderen Verbände die Geflüchteten beim Zurechtfinden in der neuen Heimat. Vom Staat bekommt HIAS dafür 2075 Dollar pro Flüchtling.

Im Vergleich zu manch anderen Ländern nehmen die USA relativ wenige Flüchtlinge auf. Im vergangenen Jahr waren es rund 85.000.

Das Ausmaß des spontanen Protests gegen Trumps Einreisestopp dürfte sowohl Befürworter als auch Gegner überrascht haben. Und es kommt zu ungewöhnlichen Konstellationen: So protestieren amerikanische Veteranen des Irak-Kriegs gegen Trumps Entscheidung, denn sie betreffe auch Menschen im Irak, die aufseiten der amerikanischen Soldaten gekämpft haben.

Gegen den Stopp, zumindest gegen die Art und Weise seiner Einführung, hat sich kürzlich auch der Rechtsanwalt Michael Wildes zu Wort gemeldet. Er ist der Enkel eines Schoa-Überlebenden und hat seinerzeit die Einwanderung des slowenischen Modells Melanija Knavs managed. Sie ist heute Amerikas First Lady.

Das kurze Wunder von Dzierzoniów

POLEN Gabriel Berger dokumentiert die Jahre einer »jüdischen Republik« nach 1945 in Niederschlesien

Man mag es kaum glauben: Unmittelbar nach der Schoa entstand 1945 in der polnischen Region Niederschlesien für wenige Jahre eine »jüdische Republik«. Sie war gekennzeichnet von einer eigenen Verwaltung, eigenen Parteien, eigenen sozialen und kulturellen Einrichtungen sowie jiddisch als Verkehrssprache. Diese kurze und fast vergessene Renaissance jüdischen Lebens beschreibt Gabriel Berger in seinem Buch *Umgeben von Hass und Mitgefühl. Jüdische Autonomie in Polen nach der Schoa 1945–1949 und die Hintergründe ihres Scheiterns*.

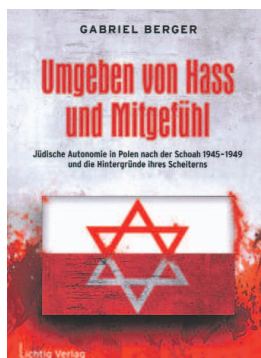
Berger, von Hause aus Physiker, stolperte über das Sujet, als er von der Familiengeschichte Lala Süskind erfuhr. Die ehemalige Vorsitzende der jüdischen Gemeinde zu Berlin wurde 1946 in Dzierzoniów (deutsch: Reichenbach) geboren. In jener Kleinstadt rund 60 Kilometer südlich von Breslau konzentrierte sich ein Großteil des jüdischen Lebens in dieser Zeit. »Ich stellte fest, dass Dzierzoniów nach dem Krieg eine außerordentlich interessante Geschichte hatte: Es wurde zu einem Zentrum des Aufblühens eines neuen jüdischen Lebens in

Polen«, erklärt Berger. Dieses Wiederaufleben überrascht umso mehr, hält man sich die Zahlen vor Augen: Vor der Schoa lebten etwa 3,5 Millionen Juden in Polen – 1945 wird ihre Zahl auf rund 300.000 geschätzt.

Dass sich dennoch zumindest über drei Jahre eine jüdische Republik rund um Dzierzoniów etablieren konnte, ist vor allem dem jüdisch-polnischen Politiker Jakub Egít (1908–1996) zu verdanken. Er vertrat eine deutliche Gegenposition zum zionistischen Ziel der Auswanderung ins damalige Palästina und war der festen Überzeugung, dass die Zukunft der polnischen Juden in Polen liegt. »Hier sollten die Juden, die den Horror der Naziverfolgung überlebt hatten oder aus der bedrohlichen Ungewissheit in der Sowjetunion zurückkehrten, einen sicheren Platz finden, an dem sie in Ruhe leben, arbeiten und ihre jüdische Tradition und jüdische Sprache pflegen konnten«, schreibt Berger zu Egíts Plänen für die niederschlesische Region.

Als »jiddischen Jischuw« bezeichnete Egít seine Vision – wissend, dass der Begriff »Jischuw« eigentlich für die Ansiedlung der Juden in Palästina reserviert war.

Zunächst war dieser polnische Jischuw sehr erfolgreich: Von der neuen kommunistischen Staatsmacht unterstützt, gedieh das jüdische Leben, und auch international wurde man auf das Projekt aufmerksam.



Doch schon 1948 drehte sich der Wind. Pogromartige antisemitische Ausschreitungen führten dazu, dass viele Juden das Land verließen. Hinzu kamen ein wachsender jüdenfeindlich aufgeladener Nationalismus sowie die durch Stalin initiierte antisemitische Welle im gesamten sozialistischen Ostblock.

Es dauerte lange, bis sich Jakub Egít eingestand, dass seine Vision am Ende war. Erst, als er selbst zum Staatsfeind erklärt wurde, verließ er 1957 das Land. Berger schreibt dazu: »Nun wusste es Egít endgültig: Das Konzept einer jüdischen Identität im sozialistischen Polen war gescheitert. Er war ein gebrochener Mensch. In Polen sah er für sich keine Perspektive.«

Desillusioniert zog Egít nach Kanada, wo er eine drastische Kehrtwende vollzog. »Er selbst sagte, dass er sehr lange zum Schaden der Juden gewirkt habe, und bat sie um Verzeihung«, schreibt Berger. Als Kompensation habe er die letzten Jahrzehnte seines Lebens der Hilfe für Israel gewidmet.

Berger betont, dass man das Scheitern der jüdischen Republik in Polen nach dem

Holocaust nur verstehen könne, wenn man die antisemitische Stimmung schon vor dem Krieg sowie das Maß der Kollaboration vieler Polen mit den Deutschen kenne. Beides beschreibt Berger ausführlich anhand zahlreicher belegter Fakten. Denn tatsächlich gebe es mittlerweile umfangreiche Veröffentlichungen in Polen zur Rolle der eigenen Bevölkerung während der Nazizeit – sie würden nur kaum wahrgenommen, so der Autor. Selbst im heutigen Polen werde nur zaghaft über den historischen, aber auch aktuellen Antisemitismus diskutiert.

Umso bemerkenswerter erscheint jene Epoche jüdischer Renaissance rund um Dzierzoniów, die Berger mit seinem Buch ebenso spannend wie kenntnisreich wieder zum Leben erweckt – ein vergessenes Kapitel jüdischer Geschichte in Polen, das zu entdecken lohnt.

Alice Lanzke

■ Gabriel Berger: »Umgeben von Hass und Mitgefühl. Jüdische Autonomie in Polen nach der Schoa 1945–1949 und die Hintergründe ihres Scheiterns«. Lichtig, Berlin 2016, 200 S., 14,90 €